

(Nachdruck verboten.)

4) Clementine Holm.

Eine Frauenstudie von Gabriele Reuter.

(Schluß.)

Ottokar machte ein künftiges, gepeinigtes Gesicht. Später traf ihn Frau Holm, wie er mitten in der allgemeinen Fröhlichkeit einem schönen jungen Italienerburschen, der eines der Mädchen auf den nackten Arm küssen wollte, sehr ernst bedeutete, sofort das Hans zu verlassen.

Zu seiner Mutter sprach er ein böses Wort von Tangel-Tangel-Lustbarkeit.

Er, der Abenteuerer, hatte aus allen wilden Fahrten seines Lebens nur ein Ideal gerettet: das bürgerlich Korrekte. Es ging ihm wie manchem vielerfahrenen Manne, der nicht versteht, wie eine Frau unschuldige Freude an Dingen haben kann, die ihm durch unreinliche Erinnerungen vergiftet sind.

Seit jener Abendgesellschaft war seine gelassene Liebenswürdigkeit gegen seine Mutter einem kühlen, fremden Wesen gewichen.

Ottokar hatte Frau Holm schon während der ersten Erwähnung ihrer Zukunftspläne gebeten, bei den Schritten, die sie thun wolle, vor allen Dingen ihrer Würde nichts zu vergeben.

Ob sie diesen Wink völlig verstand und beherzigte?

Es war später nicht wieder die Rede von ihren Hoffnungen und Absichten gewesen. Ottokar nahm sie nicht mehr ernst.

Eines Abends kam Frau Holm mit wogender Brust und fliegendem Atem heim, bleich vor Erregung, von Staub und Schweiß bedeckt.

„Ich habe es erreicht! Ich habe es erreicht!“ rief sie jauchzend ihrem Sohne zu und fiel erschöpft auf einen Stuhl. „Ich habe den Hebewe selbst gesprochen, er hat Deine Aufstellung genehmigt!“

„Ismail Pascha selbst?“ fragte Ottokar ungläubig. „Aber Mutter, wie hast Du denn das angestellt?“

„Seit Wochen schon bot ich alles auf, damit der Konful mir eine Audienz verschaffe. Oder der Minister. Aber sie haben mich immer mit leeren Versprechungen hingehalten. Nun wußte ich aber, daß der Vicekönig in diesen Tagen in Alexandrien ist und seine Mutter besucht. Da habe ich einen Wagen genommen und bin hinausgefahren nach Ri-Balate, dem Schlosse da draußen am Kanal, wo die alte Vicekönigin Mutter wohnt. Und Cigarren und Gold hatte ich mit mir und einen Korb mit Kuchen und Süßigkeiten.“

„Und Gott sei Dank, schwachen kann ich ja Arabisch wie Deutsch. Da habe ich bei dem Soldaten im Schilderhause angefangen und ihm vorgelesen, ich müsse den Vicekönig sprechen, weil mein Kind, das ich seit fünfzehn Jahren nicht gesehen hätte, seit es ein kleiner Bub war, endlich zu mir zurückgekommen sei, und nun wolle es wieder fort übers Meer, wo die Menschen sterben vor Hitze und von den wilden Tieren gefressen werden. Und habe ihm Cigarren zugesteckt und Nupien und Zunderzeug für seine Kinder. . . . Ihr wüßt ja — die Araber und Türken — was bei denen die Mutter gilt. . . . Ueberall haben sie mich durchgelassen. Und das Zunderzeug hat noch mehr gewirkt als das Geld und die Cigarren, weil es für ihre Kinder war.“

Und so habe ich im Garten warten dürfen, bis der Vicekönig aus der Stadt gekommen ist im offenen Wagen, mit vier Läufern; deren weiße Ärmel blies der Wind auf, daß sie wie mit ausgebreiteten Flügeln liefen. . . . Und wie sie näher und näher getanzte kamen, die braunen Jungen vor den tausenden Pferden her, da war es mir, als brähten sie mir das Glück. Und ich wurde so mutig! Und als der kleine, dicke Herr mit seinem roten Fez ausstieg und durch das Portal kam, bin ich ihm einfach zu Füßen gefallen, auf den Gartentisch hin und habe ihm alles gesagt, was ich schon dem Schilderhaus-Soldaten und den Gärtnern und Thürhütern und Stawaffen und all den Sterks gesagt hatte. Ganz dasselbe.

Bei ihm war Achmed Pascha, der mich kannte und ihn bestätigen konnte, daß ich die Wahrheit redete. Und Ismail ist eben auch Türke, und Ihr wüßt ja, wie viel er auf seine Mutter hält. Und halb war er gerührt und halb hat er gelacht. Wenn man ihn amüsiert, soll man ja alles bei ihm

erreichen. Da habe ich mich denn recht zum Hanswurst gemacht. Was schadete es — es war ja für meinen Jungen. Und da habt Ihr nur das Resultat: Administrator im Rufe Zagat und zwanzigtausend Franks Gehalt im Jahr! . . . Ismail läßt sich nicht lumpen!“

Gretchen fiel ihr um den Hals, weinte, küßte ihr die Hände. Ottokar ging nachdenklich im Zimmer auf und nieder.

„Junge — ist es Dir nicht recht?“ fragte Frau Holm, aus der siegreichen Aufregung plötzlich niederstürzend in eine klägliche, bedrückte, demütige Stimmung.

„Mutter — Du bist eine merkwürdige Frau.“ sagte Ottokar. „Man muß Dich bewundern und doch — ich möchte, Du hättest das nicht für mich gethan.“

„Ottokar — bist Du so klein?“

„Vielleicht bin ich kleinlich. Aber ich komme nicht darüber hinweg, in Gedanken Dich dort knien zu sehen vor dem Manne, der doch nur ein großer Narr ist. . . . Ich wollte, Du hättest das nicht gethan — Wir reden noch darüber. . . .“

„Ottokar — — ? Nicht jetzt — nicht jetzt. . . . Wenn Du ruhiger geworden bist.“

Frau Clementine Holm lag die ganze Nacht hindurch mit unruhigen Gedanken wachend auf dem Lager.

Ihr großer Herzenswunsch war der Erfüllung nahe, sie würde ihren Sohn in der Nähe behalten. Trotz seiner Bedenken zweifelte sie keinen Augenblick an seinem Glück über diese Stellung. Zwanzigtausend Franks Gehalt — das weist man doch nicht von der Hand.

Natürlich würde sie mit nach Rast Zagat hinausziehen. Wenn er sich nun nicht verheiratet. . . . Welch ein herrliches Leben konnten sie Beide miteinander führen. Gewiß würde sie dann nach und nach auch wieder Einfluß auf ihn gewinnen. Sie wollte es ja so gut und klug beginnen, ihn unmerklich zu den Geistesquellen zu führen, aus denen sie die Nahrung für ihre Seele schöpfte. Denn es ließ sich ja nicht leugnen, daß er ein rechter Alltagsmensch geworden war — ihr Traimgott und Held. Wer mochte übrigens wissen, wie weit auch hier Gretchens heimliche Einflüsterungen im Spiele waren. Sie hatte sich gründlich in dem Mädchen getäuscht. Eine türkische falsche Person war sie, wie hatte sie sich zu verstellen gewußt, um ihr Ziel zu erreichen! Könnte Ottokar mit einer Frau glücklich werden, die ihn lehrte, die eigne Mutter zu mißachten? Nicht durch ihre Schuld sollte sein Leben verpfuscht werden. Die Liebe zwischen den Beiden war thörichte Sinnenlust. Man durfte sie nicht berücksichtigen. Redeten sie denn je ein ernstes Wort miteinander? War es nicht ein unaufhörliches Reden und Küssen, eine Lust am Oberflächlichsten? Sie mußte sie trennen — es war ihre Mutterpflicht. Sie empfand Gretchen so sehr als ihr Geschöpf, daß sie sich förmlich wunderte, sie nicht durch ihren Wunsch allein in irgend einer Verfertigung verschwinden lassen zu können.

Am nächsten Morgen, als Frau Holm am Kaffeetische erschien, war ihr Sohn schon ausgegangen. Frau Holm zog die Brauen unzufrieden zusammen. Sie hatte ausführlich mit ihm über die Zukunft reden wollen. Und immer, wenn sie diese Absicht hatte, war es, als ob er sie schon ahnte und ihr entflüpfen wolle.

„Wird er mittags zurück kommen?“ fragte sie Gretchen.

„Wenn Du die Güte haben willst, es mir zu sagen?“

„Ich weiß es nicht, Mama.“

Frau Holm lachte bitter.

„Als ob Du es nicht wüßtest.“

„Wirklich nicht, Mama.“

„Na ja — nenne mich nicht immer Mama. Ich bin nicht Deine Mama.“

Gretchen schwieg erschrocken und hielt es für geraten, nach einer Weile im Nebenzimmer zu verschwinden.

Von dort hörte man sie einen Walzer probieren, anfangs etwas kümperhaft, dann glatter, munterer.

Die Thür wurde aufgerissen. Ein Hanschen und Plattern, wie von einem großen Vogel, der mit den Flügeln schlägt; ein heftiges Atemholen.

„Was spielst Du da?“ rief Frau Holm.

„Den Walzer aus der Fledermaus.“

„Wie kommst Du dazu?“ schrie Frau Holm zornig. „Weißt Du nicht, daß ich das leichtfertige Stück hasse?“

„Ottokar hat mir die Noten geschenkt. Er wollte gern etwas Lustiges von mir hören. Alle Welt spielt es in diesem Winter!“

„Ich verbitte mir, daß in meinem Hause dieser sribole Schund gespielt wird!“

„Aber wenn es doch Ottokars Lieblingsstück ist . . .“

„Süge nicht, Du hinterlistiges Geschöpf!“ Frau Holm geriet in blinden, wütenden Zorn, in dem alle Qual der letzten Wochen einen jähen Ausbruch fand. Sie riß die Notenblätter vom Pulte und schlug sie dem Mädchen um die Ohren. Am Arme zerrte sie Gretchen von dem Klavierstuhl empor, und die haßglühenden Augen auf sie geheset, schrie sie: „In einer Stunde hast Du mein Haus zu verlassen. Nimm Deine Sachen — was Dir geschenkt worden ist, kannst Du behalten — ich gönne Dir den Plunder. Aber komme mir und meinem Sohne nicht mehr unter die Augen!“

Ausschluchzend, in Todesangst vor der großen, gewaltigen, ihrer Sinne kaum noch mächtigen Frau lief Gretchen hinaus, griff nur nach Hut und Mäntelchen, flog die Treppen hinunter und warf sich in einen Wagen. Gott sei Dank, wußte sie ja, in welchem Café ihr Ottokar saß und darüber nachdachte, wie dieses schwierige und gefährliche Verhältnis zwischen ihnen und der Mutter am friedlichsten zu lösen sei.

Einige Stunden später erschien Ottokar bei Frau Holm. Milde, friedlich, ausgeweint, kam sie ihm entgegen. Aber er ging an ihr vorüber, er sah sie gar nicht.

. . . Ja — konnte er denn schon wissen, was gesehen war?

Sie versuchte zu erklären. Er schnitt ihr das Wort ab. „Reden wir nicht mehr über die Sache, Mutter. Ich habe Gretchen gesprochen — es ist wohl am besten, so wie es gekommen ist.“

Frau Holm blickte ihn ängstlich und demütig an. Sehr bleich sah er doch aus — es ging ihm nahe. . . O, sie wollte ihn ja auch so pflegen, und lieben. . . Wenn er sich nur ausgesprochen hätte. . .

Aber er ging schweigend in sein Zimmer und schloß die Thür hinter sich ab.

Und so verram der Tag in einem beklommenen, dumpfen Schweigen. Gegen sechs Uhr ging Frau Holm aus, etwas zum Abendessen zu besorgen.

„Reis mit Curry“ sollte es geben, eine Speise, die sie verabscheute und für ungesund hielt, die aber Ottokar liebte. . .

Als sie heimkam, hatte ihr Sohn sich inzwischen entfernt. Sie hielt bis um 9 Uhr abends das Essen warm. Dann sagte ihre Dienerin: „Ich denke nicht, daß der Herr heute abends zurückkommt, er hat ja seinen Koffer mitgenommen.“

Frau Holm starrte sie aus großen Augen an. Ein kalter Schauer lief ihr durch die Glieder. Sie ging mit schweren Schritten in Ottokars Zimmer. Papier lag umher, angerauchte Cigarettensenden, Streichhölzer, auf dem Tische ein Paar alte Handschuhe. . .

Sie fiel auf den Rand seines Bettes, wo er die Nacht vorher noch geschlafen, und dort saß sie, bis es dunkler und dunkler wurde und endlich ganz finster.

Das Mädchen kam und fragte, ob sie sich nicht niederlegen wolle, aber sie schüttelte nur den Kopf.

Zu der Nacht schrad die kleine Araberin in ihrer Kammer hin und wieder aus dem Schlafe auf und lauschte furchtsam. Es drang zu ihr ein heiseres Schreien und Stöhnen, wie es sich dem Menschen in unerträglichen Schmerzen entringt.

Ein Tag — ein ganzer Tag verging noch ohne Nachricht. Dann am Abend brachte ein Bote einen Brief von Ottokar. Er schrieb der Mutter, daß er es für besser halte, in seine bisherige Stellung zurückzukehren. Gretchen habe er mit sich genommen und werde sich in Aiden mit ihr trauen lassen.

Von dieser Zeit an hörte und sah man nicht mehr viel von Frau Holm in der europäischen Kolonie. Sie lebte still in ihrem leergewordenen Hause und hegte einen bösen Haß auf ihre Landsleute. Mehr und mehr nahm sie orientalische Sitten und Gebräuche an. Zuweilen holte sie sich kranke Fellahtinder von der Straße und pflegte sie. Von den umwohnenden Türken und Arabern wurde ihr eine demütige Ehrfurcht entgegengebracht, und sie erhielt von ihnen den Beinamen: die Mutter der großen Trauer. Es ging das Gerücht, daß sie zum Mohammedanismus übergetreten sei, aber das wurde nie als sicher bestätigt. —

Ueber unsre Kraft.

(Berliner Theater.)

Es muß offen anerkannt werden, daß Lindau das Berliner Theater gehoben hat. Daß er es besser verwaltet als Herr Prach, dankt wir ihm nicht. Es schlechter zu verwalten, war überhaupt nicht möglich, und da auch das Niveau unmöglich geworden war, auf das Herr Prach, oder Frau Prach, oder beide zusammen das Theater gebracht hatten, mußte notwendig eine Steigerung eintreten. Lindau hat aber auch das Theater an sich gehoben. Seine literarischen Nachmittagsvorstellungen sind eine wertvolle Bereicherung unsres Theaterlebens, um so mehr als sie auch den Abend-Spielplan günstig beeinflussen.

In Bezug auf Björnson, dem der letzte Nachmittag galt, muß Lindau es wohl bei halber Arbeit bewenden lassen. Den zweiten Teil von „Ueber unsre Kraft“ würde er gewiß gern spielen, da er nicht nur bedeutender, sondern auch Bühnenwirksamer ist als der erste. Leider ist es nicht eben so gewiß, daß die verfassungswidrige und mithin zu unrecht bestehende Censur ihn passieren ließe. Und so müssen wir uns wohl darauf gefaßt machen, daß „Ueber unsre Kraft“ mit dem Tod des Pfarrer Sängs beschlossen wird. Das ist um so bedauerlicher, als die grandiose Psychologie der Dichtung sich erst im zweiten Teil zu voller Bedeutung auswächst. Wie aus dem Sohne des wundergläubigen Pfarrers ein Schwärmer wird, der sociale Wunder verrichten will und mit Dynamit an der tranken Gesellschaft herumkurirt: das ist jedenfalls das Bedeutendste, das Björnson geschrieben hat und vielleicht überhaupt etwas vom Bedeutendsten, das die neuere dramatische Litteratur birgt. Aber immerhin: der Pfarrer Sang ist auch für sich allein ein Charakter, der eine nähere Beschau verdient. Er nimmt es mit seinem Christentum so ernst, daß einen Konfistorialrat, oder sonst einen patentierten Vertreter der Kirche ein kalter Schauer überlaufen muß. In der Bibel steht bekanntlich, daß der Glaube Berge versetzen kann, und der Pfarrer Sang ist so kindlich, so wenig gelehrt, so unrettbar thöricht, das für bare Münze zu nehmen. Es steht geschrieben, daß dem wirklichen Glauben das Wunder verliehen wird, und Pfarrer Sang ist ein so wenig gebildeter Christ, daß er nun auch thatsächlich mit seinem Glauben Wunder thun will. Er hat die gelehrten Kommentare nicht gelesen, in denen mit lächelnder Ueberlegenheit derartige radikale Scherzreden abgethan werden. Er kennt jenes civilisirte und schätzenswerte Christentum nicht, das sich philosophisch mit jeder politischen Gemeinheit absündet und den Mann von Golgatha noch einmal aus Kreuz nagelt. Pfarrer Sang lieft die Bibel wie ein Kind und ist — der Esel — dumm genug, um zu glauben, daß man klare Schriftworte auch ohne unklare Kommentare verstehen kann. Dem Glauben ist aber mit klaren Worten das Wunder verheißen und somit will Sang — ein Niese von Kalvetat — nun auch wirklich Wunder thun. Er thut auch Wunder, oder doch, was einem Wunder so ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern. Die Gewalt seiner Persönlichkeit teilt sich Kranken und Siechen so mächtig mit, daß sie aufstehen und wandeln. Er giebt — wenn er doch nur die gelehrten Kommentare gelesen hätte! — sein Vermögen den Armen und setzt sich dem Sturm und dem tödtlichen Berguebel aus, weil er wirklich glaubt, was andre mit den Lippen bekennen, daß nämlich sein Leben in Gottes Hand ruht. Er ist kein Sonntagschrist, sondern sozusagen ein Samstagsgläubiger, für den Arbeit und Glauben noch nicht geschieden sind. Er will vor allem „über die Kraft“ hinaus. Die Moral des Christentums ist früher und feiner verkündet worden, als im Evangelium. Die skeptische Welt soll den Glauben an der Kraft des Glaubens erkennen. Pfarrer Sang zweifelt keinen Augenblick, daß er über Kräfte verfügt, die keinem Ungläubigen zu Gebote stehen. Ihm fehlt, wie seine kluge und unglückliche Frau sehr richtig sagt, ein ganzer Sinn — der Sinn für die Wirklichkeit. Eben weil ihm dieser Sinn fehlt, sieht er nicht, daß er seine Frau zu Grunde richtet. Er nimmt ihr Leben mit der Selbstverständlichkeit, die den bedeutenden Mann nicht sowohl kennzeichnet, als vielmehr ausmacht. Pfarrer Sang würde sehr erkaunt sein und seinen Ueberdichten Ton anschlagen, wenn ihm jemand ins Gesicht sagte, daß er ein Mörder sei. Nichtsdestoweniger aber ist er einer und zwar ist er um so grauenhafter, als er aus Motiven mordet, die wir bewundern müssen. So mit dem Fluch des Eusebius war nie ein Mörder geschlagen! Einen ehrlichen Messerstich kann man schließlich parieren und einen feigen verabscheuen, aber was soll man zu einem Manne sagen, der mit aufrichtigem Glauben und kindlicher Heiterkeit mordet? Man schandert.

Ein tiefes Schandert geht von Björnsons Dichtung aus und das ist, unsres Ermessens, an ihr das bedeutendste. Tiefes haben wir den entsetzlichen Fluch des Sünders nie gefühlt, als vor dem wunderthunenden Pastor Sang. Tiefes ist es uns nie zum Bewußtsein gekommen, daß ein Mensch, der „über die Kraft“ hinausgeht, ein Verbrecher ist, den man todschlagen oder einsperren muß. Ueber die Kraft hinaus! Zunächst war es die kluge und warme Frau Pastor, über deren Kraft der Wunderglaube ihres geistlichen Mannes hinausging. Sie gab stückweise alles, was sie hatte, zuerst ihr bishigen Glück, dann ihre Habe, und schließlich ihre Gesundheit. Als sie so viel gegeben hatte, konnte sie freilich nicht mehr zurück, und als eine Freundin sie fragt, ob sie ihren Mann liebt, spricht sie das tiefe Wort: ich liebe ihn eigentlich nicht — ich

existiere durch ihn. Es ist freilich eine traurige Existenz, aber es ist doch eine, und wir könnten ruhiger scheiden, wenn sie der Frau belassen würde. Da Pfarrer Sang indessen wächst, wächst auch sein Wunderglaube, und es ist am Ende nur logisch, daß ein Mensch daran glauben muß, wenn so ein christlicher Nebenmensch sich entwickeln soll. Frau Sang muß auch wirklich daran glauben. Wir erfahren wenig von ihr und doch schenken wir ihr alles, was wir an Liebe haben. In diesem entsetzlichen Christenmilieu ist sie der einfache und natürliche Mensch, mit dem wir menschlich fühlen. Solange sie lebt, weint in ihr das verlebte Menschentum und im Tode klagt sie so granenhaft den Wunderglauben an, daß wir ihren liebevollen Mann vor den Strafrichter ziehen müßten, wenn er nicht — eine tragische Natur — von einer höheren Instanz sein Recht erhielte. Pfarrer Sang hat durch Gebet und Glauben seine kranke Frau heilen wollen. Er hegt sie, die seinem Willen unterworfen ist, in einen Fieberanfall von Gesundheit hinein, um sie dann schließlich als Leiche in seinen Armen aufzufangen. Und nun erst fällt es ihm wie Schuppen von den Augen und mit einem entsetzten „oder“, das den Zusammenbruch seines Glaubens verkündet, sinkt auch er entseelt zusammen.

Im Vordergrund der Vorstellung stand Wassermann, obwohl er eigentlich im Hintergrund der Dichtung stand. Herr Pittschau traf den Pfarrer Sang recht gut, nur daß er uns durch eine strobar süßliche Christusmaske emmüthete. Er scheint bei den Malern Studien gemacht zu haben, die sich besser auf die Kritik als auf die Genialität Christi beziehen. Fräulein Frauendorfer war in der etwas passiven Rolle der Frau Sang warm und natürlich. —
Erich Schlaifer.

Kleines Feuilleton.

k. Zur Naturgeschichte der Regisseure. Ludwig Varnay veröffentlicht im April-Heft von Westermanns Monatsheften eine fesselnde Plauderei aus der Theaterwelt, in der er eine „Naturgeschichte der Regisseure“ zu entwickeln versucht. Die zahlreichen Regissertypen, deren Bilder er nach ihren besonderen Neigungen und Veranlagungen mit feinem Humor ausmalt, seien hier in ein paar Strichen wiedergegeben. Varnay nimmt sich zunächst den „Buchhalter“ vor. Als Adept Laubes schwört er auf „Das Wort!“ Auf der Probe steht er die Nase fortwährend ins Buch und kontrolliert jede Silbe; wie es auf der Scene aussieht, geht ihn nichts an, wenn nur der Text wörtlich gesprochen wird. Der „Begleiter“ hat dagegen sorgfältig in seinem Regiebuch festgesetzt, woher jeder Schauspieler kommen und wohin er abgehen soll, welche Wendung hier und welcher Vogen dort auszuführen ist. Allbekannt ist der „Schulmeister“. Langer exponierter Bart, sein goldgesticktes Sammetläppchen auf den spärlichen, aber sehr langen Haaren sind seine Kennzeichen. Alle bekannten dramaturgischen Werte von Nötscher bis Deorient kennt er, und er hält auf jeder Probe lange kunstwissenschaftliche Vorträge, aber nur für die jüngeren Schauspieler, da die alten doch nicht mehr auf ihn hören. Die Proben sind daher natürlich endlos. Das „Panoptikum“ hat keine andre Sorge als daß, besonders in historischen Stücken, die darzustellende Persönlichkeit durch Bart, Perücke und Schminke möglichst porträthäufig gemacht werde, er würde es nicht überleben, wenn bei ihm, wie einmal bei einem Gastspiel Haases in Mainz, die Rolle des alten Goethe im „Königs-Lieutenant“ vom Direktor im natürlichen Volkbart gespielt würde! Der „Baumeister“ kann sich ein wirksames Bühnenbild ohne die verwegentesten Erhöhungen auf der Bühne nicht denken, er liebt vor allem die „stilvolle Dekoration“, bei der, wenn es irgend geht, Treppen nach einem oberen Stockwerk führen oder die Darsteller aus der Tiefe auf die Bühne heraufsteigen, und in einem einfachen bürgerlichen Zimmer muß er wenigstens an einem Fenster oder einem Balkon einen „Tritt“ anbringen lassen. Weit verbreitet ist der Typus der „Kopiermaschine“. Dieser ist sehr oft abwesend auf „Geschäftsreisen“, in Paris oder London, in Wien oder Berlin. Dort notiert er sorgfältig alles, was er sieht und holt auch den Regisseur aus, um zu Hause slavisch alles nachzuahmen, d. h. bei den betreffenden Stellen hat er auf der Probe immer plötzlich „eine gute Idee!“ Das A und O für den „Orientexped“ ist: „Schnell sprechen, einander die Reden gleichsam aus dem Munde nehmen — nur keine Pausen!“ Sein höchster Ehrgeiz ist es, einen Reford zu erzielen, bei dem eine Vorstellung, die drei Stunden dauern müßte, in zweien heruntergepeitscht wird, gleichviel, ob das Publikum etwas von den Reden der Darsteller versteht oder nicht. Der „Schlangemensch“ erstirbt in Ehrfurcht vor seinem Chef und findet jede Maßregel desselben richtig und geistvoll, nur im geheimen findet er einmal seinen Anordnungen gegenüber einen tiefen Seufzer, ein schlafähnliches Lächeln oder ein bedeutungsvolles Achselzucken. . . . Sein Gegenbild ist der „Sturmbod“. Er ist ein Unzufriedener, tadelt alle Anordnungen des Direktors, schimpft auf alles, möchte lieber Steine karren als sein verfluchtes Handwerk treiben, ist meist leberleidend, raucht leidenschaftlich und klagt über mangelhafte Verdauung. Die Schauspieler aber sagen von ihm, er sei ein „ehrlicher Kerl“. Ein Theaterdirektor Namens Quant, der vor vielen Jahren gelebt haben soll, hatte jeglichem Mißgeschick gegenüber das Trostwort: „Nur ruhig, Kinder, um zehn Uhr wird's doch aus.“ Auf ihn geht die Gattung der „Quantierer“ zurück, die durch nichts aus der Fassung zu bringen sind. Der „Entontcas“ macht alles, er ist für den Direktor „eine Perle“, weil

er über alle Hindernisse hinwegkommt. Dem „Regomachos“ ist der ganze äußere Apparat gleichgültig, er sitzt nur und lauert auf falsche Betonungen in den Reden der Schauspieler, um aufzupringen und mit überlegenem Lächeln seine Auffassung des Sazes zur Geltung zu bringen. Der „Unteroffizier“ ist ein leidenschaftlicher Anhänger der Abschredungstheorie, er kennt die 169 Paragraphen der Theaterhausgesetzte auswendig und ahndet jedes kleinste Vergehen durch Zudittieren von Strafen, die noch dazu unfehlbar am „schwarzen Brett“ zur allgemeinen Kenntnis gebracht werden. Auch einen „Papsi“ giebt es unter den Regisseuren. Er kann niemals irren. Was er einmal über Auffassung und Darstellung gesagt hat, das gilt. Er kennt auch den Text besser als jeder Schauspieler, und wenn dieser sich verteidigt und das Textbuch vorgezeigt wird, nach dem er recht hätte, dann ist es — ein Druckfehler! Sehr farcistisch malt Varnay den „Stimmungsregisseur“, das Schöpsind der Modernen: „Halbe Beleuchtung, die Lampen sogleich so weit herabgestimmt, daß man die Schauspieler nur noch erraten kann, — Panen an allen möglichen Stellen — dargestellte Gedankenstriche des Autors — ein so leise geführtes Gespräch, daß kaum die Hälfte der Worte verstanden wird — das sind seine gangbarsten Hilfsmittel, und hat er es erreicht, daß das Publikum von der dargestellten Scene nichts gesehen und nur die Hälfte verstanden hat, dann ruft er triumphierend: „Seht Ihr? Stimmung! Stimmung! — Das ist alles!“ Der „Verist“ arbeitet viel mit bestaubten Stiefeln, geflühten Beinkleidern, zerbrochenen Stühlen, piependen Kanarienvögeln, rauschenden Wasserfällen, roten Nasen, und wenn das Stück im Winter spielt, mit Schneefällen, die man durch das Fenster sieht usw. Varnay zählt noch eine ganze Anzahl von Typen auf, den „Raffeeverwalter“, der mit großen Massen in erster Linie Leben und Bewegung in das Bühnenbild bringen will, Schlachten, brennende Schloffer, ganze Scharen schreiender, auf der Bühne herumtrabender Statisten zu verbläffenden Effekten braucht, den „Schneider“, den „Deforateur“, den „Scheinwerfer“, den „Phonographen“, den „Mötelmann“ u. a. . . . Der beste Regisseur aber, schließt Varnay, der rechte ist, der von jeder Gattung etwas und von keiner zu viel hat! —

Litterarisches.

— Wie Dickens arbeitete. Aus Dickens „Nicholas Nickleby“ ist eine ergötzliche Schulaunonce des Mr. Squeere bekannt, der für 20 Guineen Jahreshonorar alles mögliche bietet: „In Mr. Wadwoor Squeeres Akademie zc. in Yorkshire finden junge Leute Kost und Logis, Kleidung, Bücher, Taschengeld, Unterricht in allen lebenden und toten Sprachen um das jährliche Honorar von 20 Guineen. Keine Extravergütungen, keine Ferien, eine unübertroffene Kost. Mr. Squeere hält sich in London auf und ist täglich von 1—4 Uhr im Mochrenkops zu Snow Hill zu sprechen.“ Nicholas Nickleby erschien 1838 vom April an in Lieferungen. Ein Leser des „Altenamms“ schreibt an dasselbe, daß er zufällig in den „Times“ vom 29. Juni 1838 die folgende Annonce gefunden habe, die Dickens zweifellos in seiner köstlichen Erzählung benutzt habe: „In Mr. Simpsons Akademie zc. in Yorkshire finden junge Leute Kost, Logis und Unterricht, emerlei, für welchen Stand sie sich später entscheiden wollen, um das jährliche Honorar von 20 bis 23 Guineen, je nach Alter. Keine Extravergütungen und keine Ferien. Referenzen bei Mr. Simpson, der täglich von 12—2 im Mochrenkops zu Snow Hill zu sprechen ist.“ Mit Ausnahme des Namens und des Wohnorts, von dem Dickens nur das Yorkshire übernommen hat, stimmen die beiden Annoncen fast vollständig. —

Theater.

Freie Volksbühne. Die „Neuvermählten“. Da nach: „Die sittliche Forderung“. — Der Stoff, den Björnson in den „Neuvermählten“ behandelt, ist im Grunde epischer Natur. Es ist kein Zufall, daß in dem Stück mehr geredet wird, als eigentlich gut ist. Trotzdem haben wir aber schließlich doch mit einer liebenswürdigen und interessanten Dichtung zu thun, die sich mit Recht auf dem Spielplan erhalten hat. Der Inhalt ist leicht erzählt. Ein junger Mensch hat in eine alte und sehr reiche Familie hineingeheiratet. Da die Eltern sich von ihrem Kind nicht trennen können, muß der junge Gatte sein Eheglück in ihrem Hause genießen. Das Milieu dieses Hauses ist prachtvoll geschildert. Schwere Teppiche dämpfen die Schritte. Nie hört man ein lautes oder gar ein großes Wort. Alles vollzieht sich in der denkbar größten Ruhe und Behaglichkeit. Man ist nicht überglücklich, aber hat dafür auch keine Sorgen. Vor allem ist man zufrieden und satt, so ganz unbändig satt. Daß in einem solchen Hause ein thätiger Mensch auf die Dauer nicht atmen kann, versteht sich von selbst. Der junge Ehemann erstirbt fast in all der Behaglichkeit, die ihn täglich umgiebt. Wie er aber seine Ketten zerbrechen will, revoltiert das Weibchen, das bei Mama und Papa zu bleiben wünscht. Sie ist ihrem Mann zwar angetraut, im Grunde aber ist sie das Kind ihrer Eltern geblieben und hat ein Grauen vor der Welt draußen, in der sie am Ende etwas von der gewohnten Behaglichkeit vermissen könnte. Natürlich wendet sie schließlich alles zum Guten. Der junge Gatte bleibt fest, zieht mit seiner Frau in die Stadt und erreicht auch, daß sie dort ihre Kindlichkeit ablegt und sich zu einer vernünftigen Frau entwickelt. Gespielt wurde das Stück im allgemeinen gut. Nur der Darsteller des jungen Ehemanns ließ Frische und Eleganz vermissen. Eine besondere Genugthnung war es uns, endlich einmal Frau Pachmann-Zipfer wieder auf der Bühne zu sehen.

Den „Kulturwächtern“ folgte Harflehens: „Sittliche Forderung“, die bereits von den öffentlichen Aufführungen her bekannt ist. Das präziöse Bild übte auf das Publikum eine sehr starke Wirkung aus, wozu freilich die vorzügliche Darstellung des Jhriges beigetragen haben mag. Vor allem Frau Paul-Steinert bot als Rita eine entzückende Leistung. Wenn man bedenkt, daß sie auch als Gretchen ausgezeichnet ist, muß man ihrem Talent Reichthum und Vielseitigkeit nachrühmen. — E. S.

Geographisches.

— Ueber Ortsnamenkunde im Dienste der Besiedelungslehre sprach Dr. Plunzsch in der letzten Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde zu Köln. Die ältesten Ortsnamen auf dem Boden des heutigen Deutschlands, so führte er nach einem Verichte der „Köln. Zig.“ aus, sind Ictischen Ursprungs. Besonders beachtenswert sind die meist mit Personennamen zusammengesetzten Endungen *ac* und *iac*, deren letztere, zu *ich* umgeformt, namentlich in den niederheinischen Gegenden häufig vorkommt und die beiden Abhänge der Bille (Ebenich, Fischenich usw.), die Umgebung von Jülich und Jülich und das Raifeld als Stätten verhältnismäßig dichter Ansiedelung erscheinen läßt. Noch dichter ist das Moselland von Kelten bewohnt gewesen, das mit seinen mehr als 200 keltischen Ortsnamen geradezu als eine geschlossene Ansiedelungskette zwischen den in ältester Zeit völlig unbefiedelten Gebirgen gelten muß. Die ältesten deutschen Ortsnamen — nächst den Stammeinsilbigen die zusammengesetzten mit *aha*, *Wasser*, verkürzt zu *ach* und *a* (Mach, Eichenach, Webra, Nettra) mit *apa* und *alka*, verkürzt zu *pe*, *ok*, *ak*, *el* (Waspe, Kloss, Wallst, Domes), mit *loh*, *la* *Wald*, mit *lar*, verkürzt *ler* (Frislar, Soller, Schüller) u. a. — kennzeichnen sich durch ihre niedere Lage, durch frühzeitiges Absterben der Grund- und Bestimmungsworte, durch das Fehlen von Personennamen als einem Zeitraum zugehörig, in dem die Ansiedelungen nur lose mit dem Boden verbunden waren. Eingehend wurden die der Zeit vom 4.—9. Jahrhundert zuzuschreibenden Endungen erörtert. Gegenüber der Theorie *Arnolds*, der an der Hand dieser sogenannten Stammesendungen (*weiler*, *ingen*, *hosen* — *heim*, *hausen*) die Wanderungen und Niederlassungen der Chatten, Alemannen und Franken festgestellt hat, glaubt der Vortragende, die Bedeutung jener Silben als Stammesworte verneinen und ihre Verwendbarkeit für die Erkenntnis der Stammesniederlassungen in Zweifel ziehen zu müssen. Die *weiler* und *weil*, Ableitung von *lat. villare* und *villa*, finden sich nur auf alten römischen Boden und sind, nach dessen Verfallergreifung durch die Deutschen mit Personennamen (*Ottweiler*, *Dudweiler*) und anderen deutschen Bestimmungsworten (*Schweiser*, *Ohlweiler*) zusammengesetzt, in gleicher Weise Alemannen wie Franken geläufig gewesen. Die anderen sind als gemeindeutsch anzusehen. Wenn die *ingen* in Alemannien in auffällender Dichtigkeit erscheinen, so zeigt das, daß eben jene Teile des alten Rheintales von den Alemannen in einer Zeit besetzt worden sind, in der bei diesen noch die alten Geschlechterverbände herrschten, deren Führer zum Teil noch in den Bestimmungsworten (Personennamen) weiterklingen. Nach der Besprechung der 12. Zeitalter des weiteren Ausbaues, der Nodungen vom 9. bis 12. Jahrhundert entstandenen Namen auf *rode*, *rat*, *reit*, *rent*, auf *scheid*, *hagen* usw. gelangt der Vortragende zu dem Ergebnisse, daß die Ortsnamenkunde doch nur im allgemeinen Fingerzeige für die Besiedelungsgeschichte darbietet und daß für die wissenschaftliche Ausgestaltung dieses so wichtigen Teiles der Landeskunde noch weitere Momente (*Flur- und Wüstungsnamen*, *Flurverfassung*, die alten *Gaugrenzen*, die ältesten kirchlichen Verhältnisse u. a.) zu berücksichtigen seien. —

Medizinisches.

io. Ein neues Heilserum gegen die Tuberkulose. In Paris sind in den letzten Wochen im Institut Pasteur Versuche mit einer neuen Heilblutbehandlung der Tuberkulose gemacht worden, deren Ergebnisse von großer Bedeutung zu sein scheinen. Prof. Marmorel hat an der Herstellung eines Serums gegen die Tuberkulose gearbeitet. Bevor er dessen Wirkung an der Lungen- und Brusttuberkulose erproben wollte, hat er es bei Fällen von sogenannter chirurgischer Tuberkulose versucht, also bei den Entzündungen der Haut, der Gelenke und Knochen, der Abscesse und Fisteln und einer Menge unstillbarer Eiterungen, die von dem Tuberkulose-Bacillus verursacht werden. Bisher hat ein Duzend von Kranken Zuspflügen mit dem neuen Serum erhalten, die an eiteriger Hüftgelenkentzündung, an Tuberkulose, Fisteln und Abscessen litten. Die Mehrzahl von ihnen wurde nach der zehnten Einspritzung geheilt, die anderen befanden sich auf dem Wege der Heilung. Nach der ersten Einspritzung zeigte sich ein leichtes Ansteigen der Temperatur und die Wunden veränderten ihr Aussehen. Nach der vierten bis fünften Einspritzung besserte sich das Allgemeinbefinden der Kranken bereits sichtlich. Der Appetit nahm zu, die Eiterungen hörten auf und die Wunden zeigten die Neigung sich zu schließen, das Gewicht der Kranken nahm zu. Ein mit Hüftgelenkentzündung behafteter Patient, der gleichzeitig von Lungenentzündung befallen war und dessen Auswurf Massen von Bacillen aufwies, besserte sich berart, daß schon nach der dritten Einspritzung der Auswurf erheblich nachließ und die Bacillen gänzlich daraus verschwanden. Von erheblicher Bedeutung ist der Umstand, daß die Einspritzungen des neuen Serums keinerlei gefährliche Wirkung auf das körperliche Befinden ausübten, wodurch bekanntlich der Gebrauch des Koch'schen

Tuberkulin so bedenklich wurde. Das Serum von Marmorel kann als vollkommen unanfällig bezeichnet werden.

Technisches.

— Große Schornsteine. Nach Mitteilung der „Zeitschrift des bayerischen Dampfsekrevisions-Vereins“ ist der 140 Meter hohe Schornstein der Halsbrüder Hütte bei Freiberg in Sachsen noch immer die „höchste Esse“ der Welt. Sie hat oben 2,5 Meter lichte Weite und 25 Centimeter Wanddicke. Unten beträgt die lichte Weite 5,25 Meter und die Wanddicke 1,5 Meter. Ihr kommt in der Höhe am nächsten der Schornstein der Mechernicher Bleihütte bei Esslingen an der Eisenbahn Köln-Trier. Er ist 134 Meter hoch und hat oben 3,5 Meter, unten 7,5 Meter äußeren Durchmesser. Hinter diesen beiden Riesen bleibt der kürzlich erbaute Dampf-Schornstein für die elektrische Centrale der Metropolitan Street Railway Company in New York mit seiner Höhe von 107 Meter allerdings zurück, dagegen hat er eine von unten bis oben sich gleich bleibende lichte Weite von 6,71 Meter, so daß der cylindrische Hohlraum des ganzen Schornsteins bei einer Grundfläche von 35,3 Quadratmeter einen Rauminhalt von 3783 Kubikmeter hat. Der äußere Durchmesser dieses Schornsteins beträgt oben 7,22 und unten 11,84 Meter, die Wanddicke demnach oben 0,5, unten 2,6 Meter, die jedoch in dem Teile von 27 bis 104 Meter einen ringförmigen Hohlraum einschließt, innerhalb dessen Außen- und Innenwand durch zahlreiche Rippen verbunden sind. Das Grundmauerwerk des Schornsteins, der etwa 8700 To. wiegt, ruht auf 1300 Stück 4,6 bis 12 Meter tief eingerammten Pfählen mit Cementbetondecke. Die Kraftanlage ist für eine Höchstleistung von 70 000 Pferdestärken bestimmt und würde die Schornsteinbohrung für das stündliche Verbrennen von 52 Tonnen Kohlen oder für den Verbrauch von 0,743 Kilogramm Kohlen auf die Pferdestärkenstunde berechnet sein. —

Humoristisches.

— Eine Ehe nach der lex Heinze. „Aber sage doch, wo steht eigentlich das Bett Deines Gatten?“
„Ja, weißt Du, ich bin erst siebzehn Jahre alt, und da muß er noch ein Jahr lang im Hotel schlafen.“
— Ein Kunststück. In einem Vergnügungsort produziert sich ein sogenannter Tierstimmen-Imitator. Er versichert das Publikum, in der Lage zu sein, sämtliche Tiere in den Stimmen imitieren zu können, und fordert auf, ihm solche zu bezeichnen. — Nachdem sich eine Zeitlang niemand melden will, erhebt sich endlich im Hintergrund des Saals ein gebäugiger Münchner und ruft: „Imitieren S' amal a Delfardine!“ (Simpl.)
— Mißverständnis. Kranker: „Nun behandeln Sie mich schon ein halbes Jahr und es ist alles umsonst!“
Arzt: „O nein — warten Sie nur bis zum Jahres-schluss!“

Notizen.

— Björnsons Schauspiel „Ueber unsre Kraft“ ist für Mittwoch im Berliner Theater in den Abendspielplan aufgenommen.
— Paul Pauly ist für das Berliner Schauspielhaus verpflichtet worden.
— Gerhart Hauptmanns „Schlund und Jan“ fand im Leipziger Neuen Theater nur teilweise einen Erfolg.
— Rudolf Lothars Maskenspiel „König Harlekin“ wurde von der Wiener Censur verboten. Das Stück war im Deutschen Volkstheater in Vorbereitung und sollte während des Ensemble-Gastspiels auch in Berlin zur Aufführung gebracht werden.
— In Wien haben eine Anzahl Universitätsprofessoren gegen die Anbringung eines symbolischen Gemäldes „Die Philosophie“ von Gustav Klimt, das für die Aula der dortigen Universität als Dedikandum bestimmt ist, Protest erhoben, weil das Gemälde aus ethischen und ästhetischen Gründen nicht an diesen Platz passe.
— Siegfried Wagner dirigierte am Sonntag in Paris das Orchester Colonne. Seine „Varenhütter“-Ouvertüre gefiel, wie dem „Berl. Tagebl.“ gemeldet wird, und nach der Aufführung des „Siegfried-Idylls“ und des „Tranernmarsches“ aus der „Götterdämmerung“ bereitete ihm das Publikum stürmische Ovationen.
— Die Klage eines Pariser „Clique-Chefs“ gegen einen Theaterdirektor, der den Bedingungen eines Vertrags nicht entsprochen hatte, wurde vom Handelsgericht abgewiesen mit der Begründung, „dieser Vertrag sei unsittlich, deshalb unstatthaft, da er den Zweck habe, die Zukunft betreffs des Betrags der aufgeschobenen Stücke zu täuschen“.
— Von dem amerikanischen Vermessungs-Dampfer „Aero“ wurde die tiefste Meeres-temperatur, abgesehen von den Polar-meeren, zwischen der Insel Guam und der Midway-Inselgruppe im Stillen Ocean gefunden. Dort wurde in einer Tiefe von 9278 Metern eine Temperatur von 2,16 Grad Celsius und in einer Tiefe von 9325 Metern eine solche von 2,22 Grad gemessen. —